

erscheinende Verknüpfung von Feldarbeit und Bedeutungszuweisung durch (kontroverse) Diskussion könne ein „vieldimensionales Gedächtnis“ konstituieren (161).

Abschließend denkt *Alexander Laban Hinton* über die Möglichkeiten einer kritischen Genozidforschung nach, wie sie ungefähr seit der Jahrtausendwende in unterschiedlichen Kontexten betrieben wird. Er weist – nicht zuletzt unter Rückgriff auf die „Übertragung“ auf die Ebene des Comic – auf die Grundfragen eines unvermeidlich „archäologischen“ Unternehmens hin: „Wer autorisiert die Ausgrabung? Und was wird ausgehöhlt?“ (172f).

Reinhart Kößler

<https://doi.org/10.3224/peripherie.v39i1.11>

Felwine Sarr: *Afrotopia*. Berlin: Matthes & Seitz 2019, 175 Seiten

Felwine Sarr, Schriftsteller und Ökonomieprofessor an der Universität Gaston Berger im senegalesischen Saint Louis, gilt als einer der aktuell meistdiskutierten Denker Afrikas. Dies ist unter anderem seinem 2018 mit dem französischen Kunsthistorikern Bénédicte Savoy verfassten Bericht zur Restitution Afrikanischer Kulturgüter zu verdanken. Nun ist Sarrs Essay *Afrotopia*, der 2016 erstmals auf Französisch erschien, auf Deutsch verfügbar und verspricht wichtige Impulse für die hiesige Debatte um Dekolonisierung, Erinnerung und Machtverhältnisse in Nord-Süd-Kontext. In zwölf Kapiteln geht es um das nicht eingelöste Versprechen der afrikanischen Unabhängigkeit und um Wege in eine selbstbewusste und selbstbestimmte Zukunft.

Diskursive Vorstellungen des afrikanischen Kontinents und die damit einhergehenden Erwartungen sind Gegenstand der ersten beiden Kapitel. Für Sarr ist der Afrikadiskurs stets von den Projektionen anderer geprägt und auf wenige immer wiederkehrende Essentialismen reduziert. Er ist üblicherweise verzerrt, undifferenziert und zwischen „Katastrophismus“ und „seligem Optimismus“ (12) schwankend. Die Aufgabe, Afrika „zu denken“ (13), ist daher ein Versuch, den Kontinent so anzunehmen, „wie er ist, und nicht wie er zu sein hat“ (ebd.). Sarr konstatiert weiterhin, dass der „Fortschrittsmythos“ (25) den Charakter vieler afrikanischer Gesellschaften zerstört habe. „Entwicklung“ als dessen Ausdruck habe ideologisch eine „Praxis und Ordnung“ (23) gerechtfertigt, die ein unerfüllbares Wohlstandsversprechen einzulösen versucht.

Die darauf folgenden, ausführlichen Kapitel hinterfragen einerseits den Westen als vermeintlichen Urheber der Moderne (Kapitel 3) und andererseits die Bagatellisierung der Wirtschaftsgeschichte des afrikanischen Kontinents (Kapitel 4). Afrika ist für Sarr einer Mimesis verfallen, nämlich dem fortdauernden Versuch, „eine schlechte Kopie Europas“ (37) zu werden. Hiermit erinnert Sarr an Frantz Fanon, der 1961 vor einer „fratzenhaften“ Nachahmung Europas warnte. Die „afrikanische Moderne“ (37) in seiner jetzigen Form setze nämlich eine Abkehr von allem voraus, was AfrikanerInnen ausmacht, weil sie auf fremden Werten, Maßstäben und Kompetenzformen basiert.

Die Mainstream-Ökonomie weise, so Sarr, ein „theoretisches Defizit“ auf, weil sie sich primär auf methodologisch individualistische Analyseansätze bezieht. Er macht einen „Homo Africanus“ (78) aus, dessen „Logiken der Ehre“, „Umverteilung“,

„Subsistenz und Gabe“ (78) ihn vom *Homo Oeconomicus* abgrenzen. Dem *Homo Africanus* werden individualistische Ansätze nicht gerecht. Sarr sieht die relationale Ökonomie, beispielsweise die informellen Ökonomien Afrikas, als adäquate Alternative, denn diese gründeten im „Austausch authentischer Beziehungen“ (84).

Die nachfolgenden drei Kapitel behandeln die entfremdete afrikanische Psyche und die Rolle des Wissens in seiner anstehenden Wiederherstellung. Sarr eruiert in Kapitel 5, wie das systematische Leugnen des Menschseins der AfrikanerInnen und der Daseinsberechtigung ihrer Kulturen Spuren hinterlassen haben. Eine erdrückende Entfremdung bezeuge einen tiefen Mangel an Selbstbewusstsein: einen Zustand des entfremdeten Bewusstseins im Fanon'schen Sinne. Infolgedessen argumentiert Sarr, dass eine Wiedererrichtung der „psychischen Infrastruktur“ (91) der AfrikanerInnen notwendig sei, denn vieles stehe auf dem Spiel: kulturell, wirtschaftlich, demografisch und politisch.

In Kapitel 6 legt Sarr daher eine „Revolution der Paradigmen und Praktiken“ (99) nahe, um diese Herausforderungen meistern zu können. Dem Wissen kommt dabei eine tragende Rolle zu, denn die anstehende Revolution „wird intelligent sein“ (99). Auf den „Charakter des in Umlauf zu bringenden Wissens“ (100) sei jedoch zu achten. Der bestehende Wissenskörper über Afrika sei nach wie vor eine Kolonialbibliothek: eine Wissenskultur, die mit dem Ziel entstanden ist, Afrika physisch und geistig zu beherrschen. Die Entrümpelung dieser Bibliothek ist längst fällig. Sie gilt sowohl für westliches Wissen, als auch für afrikanische Diskurse, die sich oft auf dasselbe essenzialisierende theoretische Dispositiv beziehen (104).

Nach Sarr ist eine Zäsur notwendig. Er sieht AfrikanerInnen in der Pflicht, sich aus einer „Dialektik der Aneignung und Entfremdung“ (102) und der „kolonialen Vernunft“ (103) zu befreien. In Kapitel 7 fordert er eine „erkenntnistheoretische Dezentrierung“ (109), vor allem in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Eigene Konzepte und Begriffe seien hierfür genauso wichtig wie Elemente einer „fruchtbaren Hybridisierung“ (116), habe Afrika doch Resilienz bewiesen in einer Welt, die auf ihr fremden Kompetenzformen setzt. Bei der Rolle von Sprache im Prozess der Dekolonisierung des Wissens verweist Sarr auf Kwasi Wiredu, Valentin-Yves Mudimbe und Ngũgĩ wa Thiong'o.

Kapitel 8 ist eine Bestandsaufnahme über die Folgen des Versuchs einer aufholenden Entwicklung. Damit habe sich der Kontinent bisher die Vergangenheit anderer zur eigenen Zukunft gemacht. Nun gehe es darum, jenseits eines teleologischen Konzepts eigene Entwürfe zu konzipieren. Für Sarr können eigene, vom teleologischen Zeitverständnis gelöste Begriffe helfen, sich auf eigene Sinnzusammenhänge zu beziehen. Konzepte wie das Ruandische „Imihigo“ (125) oder das Senegalesische „Noflaye“ (126) verweisen zwar auf Wohlergehen, aber anders als Entwicklung oder Wirtschaftswachstum lösen sie sich konzeptionell von einer verzeitlichten und vergleichenden Betrachtung, weil sie einer endogenen Dynamik folgen.

Im Anschluss definiert das namensgebende Kapitel 9 „Afrotopia“ als „die Welt von morgen“ und den Ort, „der erst noch zu bewohnen sein wird von einem kommenden Afrika“, obwohl diese Welt bereits heute im Keim existiert, etwa in den Werken afrikanischer SchriftstellerInnen. Diese brächten sowohl „die existenzielle

Situation des heutigen Afrika“ als auch seine „Träume und Projektionen“ (132) am besten zum Ausdruck. Der Afrotopos sei aber gleichzeitig auch ein Möglichkeitsraum, der fortwährend geschaffen werden müsse. Insofern sei er ein *Atopos*: eine Kontinuität zwischen dem „Wirklichen und dem Möglichen“. Nur geistige Grenzen, so Sarr, versperren den Weg vom ersteren in letzteres.

Kapitel 10 bietet dagegen einen Exkurs in die afrikanische Stadt als Verwirklichungsort der beschriebenen Atopie. Afrika habe die Chance, im Lichte der demografischen Entwicklung die Urbanisierung des Kontinentes anders zu gestalten. Bewusster Städtebau im Rahmen einer „ästhetischen, sozialen und philosophischen Reflexion“ über die afrikanische Stadt solle die gewählte Form des Zusammenlebens in diesen Städten zum Ausdruck bringen.

Die abschließenden Kapitel 11 und 12 schlagen ein umfassendes Programm für den afrikanischen Kontinent vor. Es sei notwendig, sich mit Erinnerungsarbeit und der Versöhnung mit „den vielfältigen Quellen der eigenen Identität“ (147) zu beschäftigen. Es geht für Sarr darum, „sich wieder als Mittelpunkt seiner selbst“ (147) zu denken. Darüber hinaus rechnet er mit der Idee des Aufholens ab. Afrika solle „zügig den Weg gehen, den es selbst gewählt hat“ (152). Es sei nötig, eine „poetische Zivilisation“ (153) zu schaffen, die sowohl dem ökologischen Gleichgewicht als auch der qualitativen Verbesserung des Gesellschaftskörpers verpflichtet sei. Voraussetzung hierfür sei eine grundlegende und radikale Kritik an allem, was AfrikanerInnen heute in menschenunwürdige Lebensverhältnisse versetze und halte. Im Rahmen einer „spirituelle(n)“ (156) Revolution müssten bestimmte afrikanische Werte rehabilitiert werden, denn die Zukunft der gesamten Menschheit scheine davon abzuhängen.

Kritisch ist anzumerken, dass Sarrs Verwendung von Wörtern wie „Kultur“ und „Afrika“, an manchen Stellen essenzialisierend wirken und daher nicht unproblematisch sind. Des Weiteren hätte eine genauere Darstellung des „Afrotopos“ davon profitiert, ihn von Mainstream-Ideen eines „kommenden“ Afrikas mit etwas mehr Trennschärfe abzugrenzen. Hier besteht die Gefahr, dass Sarrs Gedanken verwendet werden, um historische und strukturelle Ungleichgewichte mit dem Verweis auf die „Zukunft“ zu verstetigen: Afrika als Kontinent, der jahrzehntelang im Kommen ist, aber nie ankommt. Die wesentliche Leistung des Buches liegt aber darin, dass es erstens eine aktuelle, sprachlich gut zugängliche Erörterung der sogenannten afrikanischen „Wirtschaftsfrage“ im Kontext einer wachsenden Kritik an den herkömmlichen, wachstumsbasierten Modelle bietet. Zweitens thematisiert es die anstehende kulturelle und sozial-ökologische Transformation als afrikanisches Anliegen mit universalistischem Anspruch. Sie ist ein wichtiger Impuls für gegenwärtige Debatten zu transformationspolitischen Fragestellungen und für alle, die sich damit auseinandersetzen, zweifelsfrei ein lesenswerter Band.

Eric Otieno

<https://doi.org/10.3224/peripherie.v39i1.12>